

Im Gespräch mit Roland Studer, Cornelia Fischer und Katrin Berns

Barrierefrei? Fehlanzeige. Wie unser Alltag Menschen ausschliesst

Barrierefreiheit betrifft weit mehr als Rampen und Aufzüge. Dennoch wird sie oft zu spät mitgedacht – mit spürbaren Folgen für viele Menschen. Ein Gespräch über Hindernisse, Verantwortung und notwendige Veränderungen.

Damiana Mariani

SCHAFFHAUSEN. Barrieren sind oft unsichtbar – für jene, die nicht betroffen sind. Sie stecken in Webseiten, Formularen, Gebäuden oder im Umgang miteinander. Für Menschen mit Behinderungen können sie den Alltag massiv einschränken. Warum Barrierefreiheit noch immer zu wenig mitgedacht wird, weshalb das teuer ist und was sich dringend ändern muss, darüber sprechen Roland Studer, Vorstandsmitglied der Behindertenkonferenz Schaffhausen und Präsident des Schweizerischen Blinden- und Sehbehindertenverbands, Cornelia Fischer, Geschäftsstellenleiterin der Behindertenkonferenz Kanton Schaffhausen, und Katrin Berns, Vorstandsmitglied des Vereins Unterstützte Kommunikation Schaffhausen (UK-Regio) und der Glücksmomente GmbH, im Interview.

Sie alle setzen sich intensiv für Barrierefreiheit ein. Herr Studer, Sie selbst haben mit einer Sehbehinderung ein persönliches Interesse daran. Was sagen Sie, wenn man sich darüber beschwert, dass Barrierefreiheit so teuer sei?
Roland Studer: Sie ist teuer, wenn man sie erst im Nachhinein berücksichtigt. Wenn Sie ein Haus bauen und vergessen, dass jemand mit Rollstuhl nicht die Treppe hochkommt und Sie die Treppe dann durch eine Rampe ergänzen müssen, wird es teuer. Nicht aber, wenn Sie von Anfang an so bauen. Dasselbe gilt für alle anderen Bereiche.

Cornelia Fischer: Barrierefreiheit ist aber nicht nur ein Kostenfaktor – sie hat auch wirtschaftliche Vorteile. Mehr Teilhabe bedeutet Zugang zu Bildung, Arbeitsmarkt und Dienstleistungen. Sie ist auch ein Attraktivitätsmerkmal für eine Stadt.

Wird zu wenig an Barrierefreiheit gedacht?
Studer: Genau, ich möchte aber niemandem Böswilligkeit unterstellen, der Barrierefreiheit nicht von Anfang an berücksichtigt. Manchmal fehlt die Sensibilität, manchmal die Ressourcen oder das Wissen.

Warum dauert es tendenziell lange, Barrieren abzubauen?
Studer: Auch hier: Weil man die Barrierefreiheit nicht von Anfang an mitdenkt. Ein gutes Beispiel ist der Dosto-Prozess: Die SBB führten Fernverkehr-Doppelstockzüge ein, doch Rollstuhlfahrende konnten teilweise nicht selbstständig ein- oder aussteigen. Die Behörden argumentierten, die Züge entsprächen den Normen. Daraufhin reichte der Dachverband der Behindertenorganisationen Schweiz Inclusion Handicap Beschwerde ein. Und das Bundesgericht gab ihm teilweise recht: Der Zugang muss wirklich autonom möglich sein. Jetzt muss man

nachträglich nachbessern. Das dauert lange und wird teuer. Besser wäre es, Menschen mit Behinderung von Anfang an mitzubedenken.

Können Sie Beispiele von Barrieren aus dem Alltag nennen?
Studer: Stellen Sie sich vor, Sie gehen mit einer Dunkelbrille durch die Stadt, Sie stossen vermutlich bei jedem Geschäft, das einen Werbe- oder Kleiderständer draussen stehen hat, an. Dann müssen Sie auf den Bus – finden Sie die Haltestelle, wenn Sie nichts sehen? Wenn Sie in einen Laden gehen, um Brot zu kaufen, wo finden Sie das Brot? Das sind ganz alltägliche Barrieren. Bei Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung oder Leseschwäche bilden sich Hürden beim Ausfüllen von Formularen, zum Beispiel im Spital. Bei Gehörlosen sind es wieder andere. Wichtig ist, dass wir diese Barrieren erkennen.

Fischer: Viele denken bei Barrierefreiheit zuerst an Rollstuhlrampen, aber es gibt auch kommunikative, sensorische, digitale und soziale Barrieren.

Was sind soziale Barrieren?
Fischer: Die gesellschaftlichen Hindernisse. Viele Menschen sind den Umgang mit Menschen mit Behinderung nicht gewohnt. Sie lernen Menschen mit Behinderung oft nicht kennen und sprechen sie nicht an, aus Angst, etwas falsch zu machen.

Studer: Hier sprechen wir von einer weiteren Barriere, jener zur Akzeptanz. Behinderungen werden stigmatisiert. Das führt dazu, dass viele Menschen sich nicht outen möchten. Und folglich nicht am sozialen Leben teilnehmen. Wenn ich mit jemandem in ein Restaurant gehe, der sehend ist, kommt es immer wieder vor, dass der Kellner meine Begleitung fragt: Möchte er auch

«Die Schweiz lobt ihre Demokratie – schliesst aber mindestens 50'000 Menschen aus, weil sie blind sind.»

Roland Studer
Vorstandsmitglied der Behindertenkonferenz Schaffhausen und Präsident des Schweizerischen Blinden- und Sehbehindertenverbands

etwas trinken? Als könnte ich wegen meiner Sehbehinderung nicht für mich entscheiden. Ganz häufig werde ich auch geduzt, wie ein Kind, weil man mich nicht für voll nimmt.

Frau Fischer, Sie haben vorhin digitale Barrieren angesprochen: Viele Gemeinde-Webseiten sind nicht barrierefrei – auch in Schaffhausen nicht.
Fischer: Es gibt bereits Fortschritte, aber vollständige digitale Barrierefreiheit würde bedeuten, dass die Webseiten für alle nutzbar sind, ganz egal, welche Form von Beeinträchtigungen vorhanden sind. In diesem Bereich sind wir noch längst nicht am Ziel, das ist aber leider nicht nur im Kanton Schaffhausen so.

Studer: Schaffhausen liegt im Bereich der digitalen Barrierefreiheit weit zurück. Es gibt aber immerhin Bestrebungen, dies zu ändern. In den kommenden vier Jahren sollte sich einiges tun. Wenn ich frage, warum erst in vier Jahren, heisst es: An den bestehenden Webseiten machen wir nicht mehr viel, wir konzentrieren uns auf die neuen.

Frau Berns, ist Barrierefreiheit ein schönes Schlagwort, für das zu wenig gemacht wird?
Katrin Berns: Es gibt kein klares Siegel. Jedes Geschäft kann behaupten, es sei «barrierefrei». Aber was bedeutet Barrierefreiheit eigentlich? Zum Beispiel in einem Restaurant: Da bedeutet es eben mehr, als dass ich mit dem Rollstuhl zur Vordertür reinkomme. Wenn wir Bezug auf Rolands Sehbehinderung nehmen, bedeutet es auch, dass er nicht mit einem Touchpad bezahlen kann.

Fischer: Und nur zur Vordertür reinzukommen, reicht nicht. Ich ging neulich mit einer Person, die im Rollstuhl sitzt, essen. Das Restaurant schien barrierefrei, doch das WC war nur über eine Treppe erreichbar. Also mussten wir vorzeitig wieder gehen. Das war in einem Gebäude in der Schaffhauser Altstadt, in dem es offenbar nicht möglich ist, einen Lift einzubauen. Dem Wirt tut es leid, er kann nichts tun. Auch das gibt es.

Studer: Und das ist in Ordnung, solange wir viele andere Restaurants in der Stadt haben, die barrierefrei sind. Wenn barrierefreie Restaurants aber nicht die Regel, sondern die Ausnahme sind, isolieren wir viele Menschen. Und die Frage ist, will unsere Gesellschaft das? Ich glaube nicht.

Was antworten Sie jenen, die sagen: So viel Aufwand für so wenige Menschen, lohnt sich das?
Studer: In der Schweiz leben 1,9 Millionen Menschen mit einer Beeinträchtigung. Ich finde nicht, dass das wenige sind.

Berns: Eigentlich sind es noch mehr. Allein schon jede fünfte Person hat Schwierigkeiten mit Lesen und Schreiben.



Es muss noch mehr getan werden – da sind sich Roland Studer, Präsident des Schweizerischen Behindertenkonferenz Kanton Schaffhausen, und Katrin Berns, Vorstandsmitglied des Vereins Unterstützte Kommunikation Schaffhausen, einig.

«Barrierefreiheit ist nicht nur ein Kostenfaktor – sie hat auch wirtschaftliche Vorteile.»

Cornelia Fischer
Geschäftsstellenleiterin der Behindertenkonferenz Kanton Schaffhausen

Sie sprechen die Einfache und Leichte Sprache an ...
Berns: Genau. Die Einfache Sprache ist eine Vereinfachung unserer Alltagssprache. Wenn wir Texte in einfacher Sprache lesen, bemerken wir keinen grossen Unterschied, ausser dass keine Fach- und Alltagssprache verwendet wird. Die Leichte Sprache hingegen folgt festen Regeln und sieht optisch anders aus. Das sehen Sie, wenn Sie das Schaffhauser Abstimmungsmagazin aufschlagen. Es ist eine bestimmte Schriftgrösse, ein bestimmter Abstand vorgegeben, damit die Lesbarkeit gegeben ist. Es gibt definierte Regeln, und erst wenn alle diese Regeln eingehalten werden, darf sich das Leichte Sprache nennen. Leichte Sprache ist eine Sonderform der Sprache ursprünglich für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen.

Studer: Sie sehen: Die Behindertenkonferenz macht nicht nur Behinderten-

politik, im Grunde macht sie Gesellschaftspolitik. Sehr viele Menschen sind irgendwo eingeschränkt. Mit dem Verstehen von komplizierten Inhalten haben nicht nur Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung zu kämpfen, auch Menschen mit Migrationshintergrund. Oder auch ältere Menschen, die nicht mehr die Ausdauer haben, einen 27-seitigen Bericht zu lesen. Barrierefreiheit ist gerade auch für Menschen im hohen Alter essenziell.

Wenn wir auf den Kanton Schaffhausen schauen, wie barrierefrei ist er im Moment?
Studer: Der öffentliche Verkehr ist auf einem guten Weg. Bei Neubauten wird Barrierefreiheit meist berücksichtigt. Im digitalen Bereich sind wir jedoch schlecht aufgestellt.

Fischer: Bei Neubauten klappt es eigentlich wirklich gut, doch die Barrierefreiheit sollte eben auch bei Umbauten berücksichtigt werden. Und viele Veranstaltungen sind beispielsweise für gehörlose Menschen nicht zugänglich.

Wo sehen Sie Fortschritte und wo Lücken?
Studer: Positiv ist, dass der Kanton eine Strategie zur Umsetzung der Behindertenrechtskonvention erarbeitet hat. Es gibt auch eine Fachstelle, allerdings mit zu wenig Ressourcen. Die Unterschiede zwischen den Gemeinden sind gross. Ich denke, in der Stadt Schaffhausen ist die Sensibilität da. Es ist aber auch immer alles eine Kostenfrage.

Berns: Ein einfacher Hebel ist die Signaletik. Beschriftungen sind oft schlecht lesbar, dabei könnte man das leicht verbessern. Das Wissen bei Grafikerinnen und Grafikern ist oft zu gering, dass sie auf den Bereich der Barrierefreiheit schauen. Wenn das von Anfang an mitgedacht und überlegt



en Blinden- und Sehbehindertenverbands, Cornelia Fischer, Geschäftsstellenleiterin der
s UK-Regio Schaffhausen, einig (v. l.).
Bild: Roger Hofstetter

wird, welche Schriftart von den meisten Menschen gut lesbar ist, wäre das schon mal eine ganz grosse Hilfe.

Studer: Ein persönliches Beispiel: Wenn ich ein Testament verfassen möchte, muss ich es von Hand schreiben. Das kann ich aber nicht. Also muss ich es am Laptop tippen, ausdrucken und mit zwei Zeugen zu einem Notar gehen. Das habe ich vor Kurzem gemacht, die Übung hat mich 800 Franken gekostet, wegen des Mehraufwands. Ich finde das furchtbar. Auch meine politischen Rechte sind eingeschränkt. Wie soll ich abstimmen ohne Hilfe? Den Abstimmungszettel muss ich mir vorlesen lassen, wie aber kann ich sicher sein, dass man mich dabei nicht linkt? Die Autonomie bleibt auf der Strecke. Die Schweiz lobt ihre Demokratie – schliesst aber mindestens

50'000 Menschen aus, weil sie blind sind. Das widerspricht der UNO-Behindertenrechtskonvention. Und der Ausschuss der UNO kritisiert die Schweiz dafür.

Vorher haben Sie Menschen angesprochen, die Berührungsängste haben. Was können Menschen ohne Behinderung konkret tun, um einen Beitrag zu leisten?

Studer: Keine Barrieren in den Weg stellen. Das ist das Wichtigste. Und: fragen. Für uns ist es nicht schlimm, wenn jemand eine blöde Frage stellt. Lieber werden wir gefragt, als dass man uns ignoriert.

Fischer: Die Angst überwinden, etwas falsch zu machen. Das fängt schon beim Wort Behinderung an. Viele haben Mühe, es zu verwenden, sie finden es abwertend und fragen, soll ich nicht besser Handicap schreiben, wäre das nicht netter? Nein. Ein Handicap ist nicht dasselbe.

Berns: Wie Roland schon gesagt hat: mit den Menschen direkt reden. Egal ob sie eine Behinderung haben, alt sind oder einen Migrationshintergrund haben.

Studer: Und sie selbst entscheiden lassen. Wenn Sie eine Wanderung planen: Fragen Sie mich, ob ich mitkommen will. Entscheiden Sie nicht über meinen Kopf hinweg, aus Angst, mich zu brüskieren. Es verletzt sehr viel mehr, wenn man nicht gefragt wird.

Wo müssten wir heute weiter sein?
Fischer: Fast in allen Bereichen.

Berns: Im Perspektivenwechsel.

Studer: Im Mindset. Wenn wir Barrierefreiheit als selbstverständlich betrachten, verändert sich vieles von selbst.

Katrin Berns
Vorstandsmitglied der UK-Regio Schaffhausen und der Glücksmomente GmbH

Wenn das Augenlicht langsam verschwindet, wird es nicht dunkel

Elisabeth Burtscher aus Schaffhausen hat ihr Augenlicht schrittweise verloren. Sie erzählt von Einschränkungen, aber auch von geschärften Sinnen.

Till Burgherr

SCHAFFHAUSEN. Es ist ein unscheinbarer Moment, der viel verrät. Kaum haben wir geklingelt, sagt Elisabeth Burtscher zur Begrüssung: «Ihr seid zu zweit.» Sie kann es nicht sehen, aber sie hört es. Vielleicht hat ein kaum wahrnehmbares Geräusch, vielleicht nur ein zweiter Atemzug verraten, dass neben mir noch eine Person steht – nämlich Enya Dalle Feste, die mich begleitet. Sie ist mitgekommen, um Elisabeth Burtscher ins richtige Licht zu rücken für ein Foto, das diese selbst nie sehen wird.

Die 77-Jährige geht sorgfältig mit Fotos von sich um. Es ist abgemacht, dass genau ein Bild in der Zeitung erscheinen wird. Mehr Öffentlichkeit sucht sie nicht.

In der Wohnung hängen Bilder. Kunst, die sie nicht mehr sehen kann, und doch ist sie präsent und wichtig. Gemalt und illustriert sind die Bilder von ihrem Sohn. Elisabeth Burtscher hat zwei Söhne. Sie bewegt sich sicher entlang der Wand zu einem Tisch und gibt uns ein Zeichen. Wir setzen uns ihr gegenüber hin. Wenn man spricht, wirkt es, als würde Elisabeth Burtscher einen ansehen. Sie bewegt ihr Gesicht gekonnt in Richtung der sprechenden Person, obwohl sie faktisch nicht mehr sieht.

Ein Leben mit schwindendem Licht

Die Sehprobleme begannen früh. Bereits als junge Frau war ihr Sehvermögen eingeschränkt. Bereits mit 21 Jahren sah sie auf dem linken Auge nichts mehr. Über Jahrzehnte verschlechterte sich auch das Sehvermögen auf dem anderen Auge. Wobei es besser verlief, als die ursprünglichen Prognosen waren, erzählt Burtscher. «Es kommt bei vielen nicht plötzlich», sagt sie, «sondern schleichend.» Heute sieht Elisabeth Burtscher nichts mehr, nur noch ein kaum wahrnehmbares, nebliges Fragment.

Der Übergang sei schwierig gewesen. «An meinem 64. Geburtstag merkte ich, dass ich nichts mehr lesen kann», sagt sie. «Das war ein schwieriger Mo-

ment.» Auch der Umgang mit ihrem Umfeld veränderte sich. Menschen, die sie von früher kannte, reagierten verunsichert, wenn sie nicht mehr grüsste – schlicht weil sie sie nicht mehr erkennen konnte. Wobei Elisabeth Burtscher gerne ein Schwätzchen hält und unterdessen auch manche Nachbarinnen und Nachbarn anhand ihres Gehstils, ihrer Schritte erkennt. Und Burtscher ist auch keine Unbekannte.

Lange war Elisabeth Burtscher an der Seite des Munotwächters die Hirschwärterin und kümmerte sich um die Damhirsche im Munotgraben. Noch heute geht sie regelmässig am Munot vorbei. «Ich habe alles noch in Erinnerung, wie es früher war», sagt sie. Manchmal führt sie noch Besucherinnen durch die Festung und erzählt von früher – aus der Zeit, als sie den Ort noch sehend erlebte. Viel habe sich nicht verändert, sagt sie, und was neu ist, lasse sie sich beschreiben und stelle es sich vor.

Orientierung mit den Füssen

Heute bewegt sich Elisabeth Burtscher mit einer beeindruckenden Präzision durch ihre Umgebung. Sie tastet sich geübt nahe der Wand entlang durch ihre Wohnung und findet die Wasserflasche für ihre Gäste auf Anhieb. «Ich weiss, wo der Bodenbelag wechselt, wo es glatter wird, ich schaue mit den Füssen», sagt sie und lächelt. Das helfe ihr auch, wenn sie mit ihrer Wandergruppe unterwegs ist. Wandern ist ihr Hobby.

Auch Geräusche helfen bei der Orientierung. Schritte klingen unterschiedlich, Stimmen verraten Richtungen. In der Natur nimmt sie vieles intensiver wahr als früher: Wasser, Wind, Vögel – und sogar Gerüche. «Am Rhein kann man das Wetter riechen», sagt sie.

Sonnenbrille – nicht aus Mode, sondern Schutz

Ein Punkt, der oft missverstanden wird, ist die Sonnenbrille. Viele denken, wer fast blind ist, brauche sie nicht. «Doch Licht blendet auch Blinde», erklärt Elisabeth Burtscher. Gerade starker Son-

nenschein oder reflektierendes Licht kann unangenehm sein und die Augen reizen. Die Sonnenbrille dient also nicht der Ästhetik, sondern dem Schutz und der Sicherheit. Sie persönlich trage draussen zusätzlich eine Baseballmütze. Diese schütze sie vor Ästen oder Dornen. Generell verlangt der Alltag Konzentration. Draussen unterwegs zu sein, sei anstrengend. «Am Abend bin ich oft müde, jeder Schritt erfordert Aufmerksamkeit.»

Besonders herausfordernd ist für sie der Verkehr. E-Trottinets, Velos und Elektroautos sind oft schwierig, rechtzeitig wahrzunehmen. Vor allem abgestellte Trotts werden schnell zur Stolperfalle. «Ich bin erst vor Kurzem über einen E-Scooter an der Bachstrasse gestolpert», erzählt Elisabeth Burtscher. Glücklicherweise sei nichts Schlimmeres passiert. Dass Elektroautos heute oft ein Geräusch erzeugen, sei eine Verbesserung. «Man hört sie wenigstens.»

Ein weiteres Problem ist das Überqueren der Strasse. Viele wissen nicht, was der weisse Stock signalisiert. Hebt sie ihn senkrecht, bedeutet das: Sie will die Strasse überqueren. «Das ist wie ein mobiler Fussgängerstreifen», erklärt sie. Doch die Mehrzahl der Verkehrsteilnehmer würde nicht darauf achten.

Was sie sich wünscht? Mehr Bewusstsein im Umgang mit sehbeeinträchtigten Menschen. «Nicht einfach berühren», stellt Burtscher klar. «Zuerst ansprechen, fragen, ob Hilfe gewünscht ist.» Ein Nein solle man nicht persönlich nehmen. Oft gehe es darum, Selbstständigkeit zu bewahren.

Wenn Hilfe benötigt wird, soll man den Ellbogen anbieten. Sie hängt sich ein und lässt sich führen. So kann sie die Bewegungen am besten mitgehen.

Trotz aller Schwierigkeiten spricht Elisabeth Burtscher nicht verbittert über ihre Situation. Im Gegenteil: Sie betont auch die positiven Seiten. Begegnungen seien oft intensiver geworden. Gespräche direkter. Die Wahrnehmung feiner. «Ich höre mehr, rieche mehr, spüre mehr», sagt sie. Und sie stellt klar: «Ich funktioniere hundertprozentig. Ich sehe einfach nicht.»



Elisabeth Burtscher erzählt, wie sie ihren Alltag bewältigt.

Bild: Enya Dalle Feste